

Martin Steinkamp, Diplom-Psychologe
Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche
Märkischer Ring 101, 58907 Hagen
Tel.: 02331/207-2413
martin.steinkamp@stadt-hagen.de

Kinder in Gewaltbeziehungen*

Es ist Freitag, später Abend, Leonie liegt wach in ihrem Bett. Ihr kleiner Bruder schläft tief. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher, laut. Leonie weiß: wenn der Fernseher so laut ist, ist es wichtig, dass sie nicht einschläft.

Die Wohnungstür wird aufgeschlossen, krachend zugeworfen. Sie hört die Stimme ihres Vaters, sie ist lauter als die des Mannes im Fernseher. Sie versteht nicht, was er sagt, aber er scheint wütend zu sein. Sie kann nicht hören, was ihre Mutter antwortet, aber die Stimme ihres Vaters wird noch aggressiver. Leonie schaut auf ihren Bruder, er hat die Augen zu. Leonie zieht die Bettdecke hoch.

Die Tür wird aufgerissen, ihr Vater steht im Zimmer: „Was willst du denn, die Kinder schlafen doch!“ Leonie ist wach, hellwach.

Etwas fällt zu Boden, zersplittert, dann ein klatschendes Geräusch. Die Stimme ihrer Mutter: „Nein, nicht.“ Wieder dieses Klatschen, ein Schrei. Dann über ihr ein Klopfen, aus dem Zimmer der Wohnung über ihr.

Leonie legt sich zu ihrem Bruder ins Bett. Türen werden geschlagen. Stille.

Leonie beschließt wach zu bleiben. Vielleicht kommt Mama ja gleich rein und will in ihrem Bett schlafen. Sie will ihr etwas zeigen. Unter ihrem Bett hat sie ein Versteck. Da hat sie ein Pflaster hereingelegt.

Eine Szene, dargestellt mit Playmobil-Figuren im Puppenhaus in dem Spielzimmer in der Beratungsstelle.

Leonie lebt in Wehringhausen, Diego in Boele und Marie auf Emst.

Drei Kinder, stellvertretend für viele in dieser Stadt, die darauf angewiesen sind, dass sie in ihrem Umfeld auf Erwachsene und auf Professionelle bei der Polizei, beim Jugendamt, in den Beratungsstellen und bei Gericht treffen, die ihre Sprache verstehen, eine Sprache, zumeist ohne viele Worte. Denn das, was sie erleben, macht sprachlos. Es bricht über sie herein, sie können es nicht verhindern, es ist bedrohlich, macht Angst und am nächsten Tag – hat es gar nicht stattgefunden. Dies ist eines der zentralen Dramen der Kinder, die in Gewaltbeziehungen leben. Sie erleben die Gewalt mit all ihren Sinnen und sie machen die Erfahrung, dass ihr Erleben nicht bestätigt wird.

*Überarbeitete Fassung eines Vortrags am 11.03.2009 im Rahmen eines Fachnachmittags des Anwalt- und Notarvereins Hagen in Kooperation mit dem Arbeitskreis „Trennungskinder“ beim Familiengericht Hagen

Die Kinder **sehen**: Der Vater schlägt die Mutter, stößt und boxt sie. Er tritt sie, wenn sie am Boden liegt. Er wirft Gegenstände durch den Raum. Die Mutter wehrt sich. Sie blutet.

Die Kinder **hören**: Der Vater schreit, brüllt, beleidigt die Mutter, beschimpft sie. Die Mutter schreit, weint, wimmert. Sie gibt keinen Laut mehr von sich.

Die Kinder **empfinden** und **spüren**: den heftigen Zorn des Vaters, die Angst der Mutter, die Angst der kleineren Geschwister, die eigene Angst und Ohnmacht.

Die Kinder **denken**: Ich muss der Mama helfen. Ich muss die Kleinen raushalten. Ich muss mich einmischen, ich habe Angst mich einzumischen. Er wird auch mich schlagen. Sie ist selbst schuld, warum widerspricht sie immer. Sie ist so schwach, ich verachte sie. Sie tut mir so leid, ich habe sie lieb. Ich möchte unsichtbar werden. Ich bin unwichtig, niemand kümmert sich um mich und meine Angst.

Am nächsten Morgen ist alles still. Leonie sieht, dass ihre Mutter verletzt ist. Sie hört ihre Erklärung, dass sie im Dunkeln gegen die Tür gelaufen sei. Ihr Vater schläft noch. Er sei spät nach Hause gekommen, weil er gefeiert habe. Leonie registriert, dass auf dem Küchentisch eine neue Vase steht. Ihre Mutter hat ihren kleinen Bruder gebeten, heute morgen nicht draußen zu spielen. Dafür darf er Fernsehen gucken. Leonie bringt den Müll raus, vielleicht war Papa ja auf sie sauer, weil sie das wieder vergessen hatte.

Am Container trifft sie den Nachbarn von oben. Er schaut sie böse an.

Um die zerstörerische und zersetzende Wirkung solcher Erlebnisse zu erfassen und zu begreifen, kann es hilfreich sein, sich vor Augen zu halten, was Kinder eigentlich brauchen und worauf sie ein Recht haben.

In der **UN-Kinderrechtskonvention** werden Mindeststandards beschrieben für den Schutz und die Förderung von Kindern:

- Liebe, Akzeptanz und Zuwendung
- Stabile Bindungen
- Ernährung und Versorgung
- Gesundheit bzw. Gesundheitsfürsorge
- Schutz vor materieller und sexueller Ausbeutung
- Wissen und Bildung.

Begriffe, die uns schnell über die Lippen kommen, und da sie dies so schnell tun, schon fast wieder hohl sind.

Aber sie haben Tiefe und Tragweite, wenn wir genauer hinschauen. Ich konzentriere mich auf einen Aspekt: stabile Bindungen.

Bindung ist ein gesichertes, fachlich breit akzeptiertes Konzept und Konstrukt in der Psychologie. Es besagt, dass von Beginn an Kinder in Interaktion mit Mutter und Vater, später dann auch anderen Bezugspersonen, eine Form des Beziehungsverhaltens lernen, die weitreichende, prägende Wirkung hat.

Positive, sichere Bindungen entstehen, wenn Eltern sich feinfühlig auf das Verhalten ihres Säuglings einstellen können. Sie erkennen seine Signale, interpretieren sie meistens richtig, reagieren angemessen, ohne Über- oder Unterstimulierung, sie fördern ihn, ohne zu viel zu erwarten, ohne ihn aber auf der anderen Seite auch zu sehr zu verwöhnen.

Die Interaktion zwischen Eltern und Kind erfolgt in einem Dialog, sowohl sprachlich als auch handlungsmäßig. Eltern und Kind beziehen sich wechselseitig aufeinander, Störungen können korrigiert werden, der Dialog reißt nicht ab. Unter diesen – optimalen – Bedingungen entwickelt ein Kind eine sichere emotionale Bindung an seine Eltern, die ihm als Schutzfaktor in seiner weiteren Entwicklung dient und bei emotionaler Belastung durch ängstigende Ereignisse widerstandsfähig macht. Bei Aktivierung des Bindungssystems etwa durch Trennung von den Eltern, Angst und Gefahr wird das Kind seine Eltern aufsuchen und aktiv körperliche Nähe zu ihnen herstellen. Auf diese Weise wird seine emotionale Erregung wieder beruhigt. Eine solche sichere Bindung ist auch eine gute Voraussetzung für ein von Neugier geleitetes Explorationsverhalten. Ein sicher gebundenes Kind wird seine Umwelt ebenso wie neue Personen interessiert und freundlich untersuchen und mit ihnen Kontakt aufnehmen, neue Beziehungen knüpfen, die wiederum seine innere Entwicklung fördern.

In Gewaltbeziehungen haben Kinder kaum eine solche Chance. Denn den sicheren Hafen Mutter und Vater gibt es für sie nicht. Sie sind gefangen in einem Dreieck, in dem es gerade nicht um Einfühlung, Dialog und Verlässlichkeit geht sondern um Unberechenbarkeit, Bedrohung und Sprachlosigkeit.

Entwicklung wird gestört, verlangsamt, beeinträchtigt. Beobachtet und diagnostiziert werden bei diesen Kindern:

Konzentrationschwierigkeiten, Schlafstörungen, ein herabgesetztes Selbstwertgefühl, Schulprobleme, aggressives Verhalten, Sprachstörungen, erhöhte Ängstlichkeit, psychosomatische Beschwerden wie Kopf- und Bauchschmerzen.

Diese Symptome treten auch in anderen Kontexten auf, sie sind nicht eindeutig auf gewaltbelastete Familiensituationen beziehbar, aber es ist wichtig, in der eigenen Wahrnehmung und im Umgang mit diesen Kindern mit zu berücksichtigen, dass Gewalt eine Rolle spielen kann.

Diese Reaktionen sind **Belastungsreaktionen**, die in ihrer Botschaft entschlüsselt werden müssen. Die betroffenen Kinder sprechen eher wenig, sind auch nicht unbedingt dankbar, wenn sie angesprochen werden. Denn: sie sind nicht sicher gebunden zu Hause, aber sie sind gebunden an Mutter und Vater, sie wollen sie nicht verraten, nicht nur weil sie Angst haben, bestraft zu werden, sondern weil sie loyal sind, weil sie auf sie angewiesen sind, weil sie die Hoffnung haben, dass sich doch noch einmal alles ändert. Grundsätzlich ist die Loyalität von Kindern in Bezug zu ihren Eltern als ausgeprägt und konstant vorhanden zu beschreiben. Aus der Loyalitätshaltung ergeben sich dann die häufig beobachtbaren Bagatellisierungs- und Leugnungstendenzen betroffener Kinder bezüglich gewalttätiger Handlungsweisen. Kinder geben an, die erlebten Gewalttätigkeiten „machten ihnen nichts aus“, seien „nicht so schlimm“ oder seien von ihnen „vergessen“ worden. Auf diese Weise entsteht eine Grauzone, ein Zwischenreich, in dem die Familien sich bewegen und mit dem wir lernen müssen, umzugehen.

So wie etwa im Fall von Diego.

Diego besucht eine Kindertageseinrichtung. Er ist ein eher stilles Kind. Wenn er von anderen Kindern angesprochen wird, beteiligt er sich an gemeinsamen Aktionen. Zur

Überraschung seiner Erzieherinnen hat er vor drei Tagen beim Spielen einen anderen Jungen so geschubst, dass dieser hingefallen ist und sich am Kopf verletzt hat. Diego wird meist von seiner Mutter, Frau S., gebracht und wieder abgeholt. Frau S. ist im Kontakt zu den Erzieherinnen und den anderen Müttern freundlich und zurückhaltend. Anlässlich eines Väter-Nachmittags hat Diego sich sehr viel Mühe gegeben beim Basteln einer Einladung an seinen Vater. Herr S. ist nicht erschienen. In den letzten Wochen ist Diego mehrmals morgens von einer Nachbarin zur Einrichtung gebracht worden mit dem Hinweis, Frau S. habe Kreislaufprobleme. Die Leiterin der Einrichtung hat aus einem Gespräch zwischen zwei Müttern beim Abholen den Satz mitbekommen: „Am Wochenende gab es wieder Terror bei der Familie S. Ich versteht nicht, warum die Frau das noch mitmacht“.

Diego hat keinen sicheren Hafen. Die Menschen, auf deren Schutz und Förderung er wesentlich angewiesen ist, sind für ihn nicht in dieser Funktion präsent. Die Kinder erleben die Unberechenbarkeit des Vaters, es gibt Momente der Nähe, die Fahrradfahrt am Wochenende, der Schwimmbadbesuch – und dann die Gewalt. Sie erleben die schwankende Präsenz der Mutter, sie ist da, sie kümmert sich, sie hält den Alltag aufrecht, sie verwöhnt sie und dann wieder ist sie weit weg, starr, ängstlich.

Wenn man solche Konstellationen in ihrer ganzen Komplexität auf sich wirken lässt, dann ist das manchmal schwer auszuhalten. Man spürt die eigene Wut, Ohnmacht, Resignation. Eine Strategie damit umzugehen ist, Komplexität zu reduzieren, sich nur eine Seite anzuschauen und darauf zu reagieren:

- Warum trennt die Frau sich nicht endlich, als Mutter muss sie ihr Kind doch schützen?!
- Es gibt nur eins: Das Beste ist, das Kind aus dieser Familie herauszunehmen!
- Eigentlich ist der Vater doch ein guter, wenn er sich nur besser beherrschen und weniger trinken würde.

Wenn wir so reagieren, menschlich verständlich, aber nicht professionell, wiederholen wir einen Mechanismus, der bei den Müttern und Kindern greift - Spaltung und Fragmentierung. Wir wissen heute, dass Gewalterfahrungen traumatisierend wirken können. Der Begriff **Trauma** wird inzwischen schon inflationär verwandt. Es ist aber Konsens von Trauma dann zu reden, wenn drei Faktoren zusammenkommen: überflutende Angst, Ausgeliefertsein, Ohnmacht. Angst auf der einen Seite und: nicht fliehen können, nicht dagegen kämpfen können. Kein Kampf, keine Flucht. Häusliche Gewalt erfüllt diese Bedingungen. Wir wissen heute auch: es macht keinen Unterschied, ob Kinder selbst misshandelt werden oder ob sie Misshandlungen der Mutter miterleben und sei es im Nebenraum. Sie haben Angst, sie können die Gewalt nicht stoppen, sie können ihr nicht entfliehen.

Wir haben in den letzten Jahren aus der Hirnforschung lernen können/müssen, dass bei chronischer Gewalterfahrung das Gehirn eine Art Ein-Aus-Schalter entwickelt: entweder man ist im Alltagsbewusstsein und schafft es, einigermaßen zu funktionieren und die „schlimmen“ Gefühle fernzuhalten oder man gerät in stressreiche Situationen und schaltet um auf die „Trauma-Wahrheit“, die abgespalten in einem anderen Hirnareal gespeichert ist. Diese besteht aus schrecklichen Gefühlen wie Panik, Hass, Verzweiflung und Gedanken wie „ich bin nichts wert“, „ich schaffe es eh nicht.“ Diese

zwei Wahrheiten machen manchmal den Umgang mit den Müttern und Kindern schwer. Sie verhalten sich nicht so, wie wir es erwarten, sie sind nicht so sortiert, so zielstrebig und ausdauernd, wie wir meinen, wie sie reagieren sollten, insbesondere weil wir ihnen doch helfen wollen.

Aber es geht nicht nur um einen inneren Vorgang, es geht auch um Fragen materieller Ressourcen und gesellschaftlicher Werte und Haltungen. Frauen/Mütter sind in einem schwer zu bewältigendem Dilemma: Manche Mütter *bleiben* - gerade wegen der Kinder, andere *gehen* - gerade wegen der Kinder.

Mütter fühlen, dass sie, wie auch immer sie sich entscheiden, etwas falsch machen. Trennen sie sich, sind sie dem Vorwurf ausgesetzt, eine Rabenmutter zu sein, weil sie den Kindern den Vater entziehen. Trennen sie sich nicht, sind sie ebenfalls Rabenmütter, weil sie ihre Kinder der Gewalttätigkeit aussetzen. Welche Entscheidungen sie treffen, immer sind sie mit Selbst - Vorwürfen, aber auch Vorwürfen von Außenstehenden konfrontiert.

Dieses Zusammenspiel psychischer und sozialer Faktoren trägt mit zu den oft langen Ambivalenzphasen bei. Wenn Mütter sich dann aber, vielleicht nach mehreren Anläufen, aus einer Gewaltbeziehung lösen, dann gibt es ein kleines, aber entscheidendes Zeitfenster, das Professionelle absichern sollten. Dies geht aber nur, wenn sie sich verständigen und abstimmen. Folgende Aspekte sollten dabei handlungsleitend sein:

- In den wenigsten Fällen kann Häusliche Gewalt innerhalb des Systems Familie beendet werden. Wenn Frauen es schaffen sich zu trennen, muss ihre Sicherheit und der Schutz der Kinder Vorrang haben vor anderen Rechten und Interessen.
- Der Schutz kann lebensnotwendig sein, da häusliche Gewalt durch Trennung nicht beendet ist, sondern eskaliert, da der Mann mit aller Macht seine Macht nicht verlieren will.
- Die juristische Botschaft an den Täter muss eindeutig und in sich widerspruchsfrei sein. Nur so kann er gestoppt werden.
- Der Status Vater ist nicht automatisch ein Gütesiegel.
- Es kommt auf die Art und Qualität seines Umgangs mit den Kindern an. Ein nach einer Trennung aus einer gewaltbelasteten Beziehung ausgesetzter Kontakt kann notwendige, stabilisierende Wirkung für die Kinder haben. Langzeitstudien haben gezeigt, dass Kinder bei erzwungenen Kontakten diese später als Jugendliche abbrechen.
- Ein weiterer Umgang mit den Kindern sollte voraussetzen, dass die Männer/Väter Verantwortung übernehmen für ihre Handlungen. Ein einfaches „Weiter so“ nach der Trennung billigt im Nachhinein das, was sie vorher in ihrer Beziehung getan haben.
- Kindern sollte die Möglichkeit geboten werden zu erfahren:
Ja, Gewalt hat stattgefunden.
Du hast dich nicht getäuscht, in dem was du gesehen, gehört, gespürt hast.
Du bist es nicht in Schuld.
Du hast es nicht verhindern können.
Du bekommst Zeit, Sicherheit und Unterstützung, um zu dem, was du erlebt hast, Abstand zu gewinnen.

Herausfordernd, manchmal aber auch ernüchternd ist die Erfahrung: Bei häuslicher Gewalt gibt keine einfachen, schematischen Lösungen. Es gibt häufig auch keine guten Lösungen, sondern nur mehr oder weniger schädliche. Was aus meiner Sicht aber in jedem Fall gelten sollte: Kinder haben einen Anspruch auf Antworten.

Es ist Samstag, 13.55 Uhr, Rathausstraße. Marie ist mit ihrer Mutter auf dem Weg zu McDonalds. Marie hat Bauchschmerzen, ihr ist schlecht. Sie will nicht essen. Sie würde lieber zu Hause in ihrem Bett liegen. Aber ihre Mutter hat ihr gesagt: „Komm mit, Dein Vater wird so sonst wieder sauer auf mich sein. Außerdem freut er sich auf Dich. Und in einer Stunde hole ich Dich wieder ab.“

Marie versteht nicht, warum ihre Mutter sie wegschickt - mit Bauchschmerzen. Sie wird nichts essen – oder die ganze Zeit, wenn Papa wieder so viel Fragen stellt. Sie macht sich Gedanken, ob ihre Mutter sie pünktlich abholt, wo sie doch so viel gequängelt hat den ganzen Vormittag.

Literatur:

- Kavemann/Kreyssig (Hrsg.), Handbuch Kinder und häusliche Gewalt, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2007
- Brisch/Hellbrügge (Hrsg.), Bindung und Trauma, Klett-Cotta, Stuttgart 2003